





Die

Der lachende Zauberdoktor

Von Kurt Mielenhe.

Was ist komisch?

Also er, Marheinke, ist unentbehrlich, einfach unabkömmlich — Da stürzte der schwere Eimer infolge Seilbruchs in die Tiefe und traf eine gebückte Gestalt, die lautlos zusammensank . . .

Unabkömmlich! Das war der letzte Gedanke Marheinkes.

—o—

Die Liebe des Schulmeisters Zengerlein

Von Heinrich Eisen.

Es ist eine kleine romantische Geschichte, an die vielleicht heute niemand mehr glauben wird. Ich will sie doch erzählen, denn es gab eine solche Zeit und solche Menschen. Es war einmal . . . So müßte die kleine Geschichte beginnen. Aber es ist kein Märchen. Es ist eine wirkliche kleine Geschichte. Als der Schulmeister Zengerlein eines Tages des Herzogs Geliebte sah, war es um ihn geschehen. Das begab sich so:

An einem blauen Maientag nahm er seine Dorfjugend hinaus auf den Anger zu Spiel und Sang. Er strich die Fiedel, daß der Jubel an dem blühenden Hang wie ein Böcklein sprang, und fröhlich tanzten die Kinder den Reigen.

Räderrollen die weiße Straße her. Etwas Blitzendes in der Staubwolke. Hufschlag. Schnaubende Rosse. Im Wagen ein Märchen an Frauenlieblichkeit und fürstlicher Pracht. Der Wagen hält. Und das Märchen kommt über den Anger.

Der Schulmeister läßt die Geige sinken, die Kinder stehen mitten im Tanze still und gucken mit großen Augen das Märchen an. Silbern lacht das Märchen. Silbern plaudert es. Beugt sich zu einem kleinen, rotbackigen, blondzopfigen Ding. Hebt die Augen einmal auf zu dem Manne. Dann klingt wieder Hufschlag, Räderrollen, und eine Staubwolke läuft den Weg entlang, fern und ferner — — —

*

Tag um Tag geht der Schulmeister Gotthold Zengerlein hinaus auf den Anger. Manchmal sieht er weithin bis zu den Türmen der Stadt, manchmal decken Wolken die Ferne zu, oder er steht in strömendem Regen. Es ist gleich. Er sieht sie. Auch wenn er die Augen schließt.

Grete hat er vergessen. Aber eines Tages steht sie in seiner Stube. Sie sagt nichts. Sie weint nur. Sie weiß ja nichts von dem Maientag auf dem Anger.

„Gotthold —?“ bittet sie.

Sie hätte alles für ihn getan. Er fühlt es.

„Geh!“ sagt er.

In der Nacht vergräbt er die Zähne in der Faust. Noch ehe der Tag graut, nimmt er all seine Habe in einem Bündel auf den Rücken und geht hinaus, den Weg entlang, auf dem das Märchen davonrollte in einer Staubwolke.

Um Mittag ist er in der Stadt.

*

Und nun?

Er sucht sie. Er gibt in der Herberge sein Bündel zum Pfand, denn am dritten Tag ist kein Heller mehr im Beutel. Von früh bis spät läuft er durch die Straßen. Er möchte fragen, aber sein Geheimnis ist so tief und süß, und er schweigt, als verriete er mit ihm seiner Seele Seligkeit.

Nach acht Tagen ist er ein Bettler. Nur die Geige hat er noch und was er auf dem Leibe trägt. Und als er sie dann sieht, mit seinen eigenen Augen leibhaftig wieder sieht, steht er wie versteint, hört Hufschlag und Räderrollen wie im Traum — verhallen — — —

Einer schlägt ihm den Hut vom Kopf.

„Tölpel! kennt Er seinen Herzog nicht?“

Zengerlein beugt sich tief vor dem würdigen Herrn in dem reichen Gewand und hebt den Hut aus der Gosse.

*

Gotthold Zengerlein geht die Allee hinaus vor das Schloß. Der Herzog? — So ist sein Töchterlein . . . Hinter dem großmächtigen kunstvoll geschmiedeten Tore stelzt der Posten hin und her.

Als es dunkel wird, schleicht Zengerlein vorbei, gewinnt ungesehen die Rückseite des Parkes und steigt über die Mauer. Er weiß nicht warum. Er weiß nur: hier wohnt sie. Er lacht in sich hinein. Er ist fröhlich.

Um es kurz zu machen: Er liegt die ganze Nacht im Park. Der Rasen ist frisch geschnitten. Der Mond hängt über dem Schloß und versilbert es. Heu und Linden duften. Das wundersam schöne Antlitz leuchtet in seinem Herzen. Wie süß es ist, zu lieben, denkt er und küßt die Erde, von der er weiß, daß ihr Fuß über sie ging.

Am Morgen hetzen ihn die Hunde. Blutend, in zerfetzten Kleidern, Heufasern in Haar und Bart steht er vor dem grimmen Aufseher, umfletscht von der Meute — und ist guter Dinge.

„Das kann Ihn Kopf und Kragen kosten! Was wollte Er, Kujon?“

Gotthold Zengerlein sagt freundlich begütigend: „Ich will nur meinem gnädigsten Herrn, dem Herrn Herzog dienen.“

Dazu dringt Er in den Park ein? Er — Dieb Er!“

Aber Gotthold Zengerlein zupft die Taschen nach außen. Nicht ein Brosämlein fällt heraus.

„Gebt ihm ein Dutzend Hiebe und dann fort mit ihm!“

„Gebt mir die Hiebe“, bittet Zengerlein, „aber laßt mich bleiben!“

„Werd' Er Soldat! Soldaten braucht der Herzog!“

Ein Licht geht über des zerlumpten Zengerlein Gesicht. Er wird Soldat sein und Schildwach stehn, sie wird an ihm vorbei fahren im blitzenden Wagen, und er wird ihr Reverenz erweisen. Er nickt lachend. Der Aufseher gibt ihn den Knechten mit.

*

Nun ist Gotthold Zengerlein Soldat. Er plagt sich weidlich, aber er taugt nicht viel. Er bekommt Püffe und Tritte, exerziert und steht Wache, aber sie sieht er nicht.

Einmal kommt Grete mit ihrem Vater. Das Mädel ist schmal und blaß.

„Endlich haben wir Euch gefunden, Zengerlein“, sagt der biedere Mann, „kommt mit, ich kaufe Euch los!“

Zengerlein schüttelt den Kopf.

An andern Tag sieht er sie. Er springt aus dem Glied heraus vor den Wagen, lacht und weint, stammelt seine Liebe.

Ein pfeifender Hieb trifft ihn ins Gesicht. Fäuste reißen ihn fort.

Dann steht er vor dem Herzog.

„Ist Er von Sinnen?“ schreit der.

„Ich liebe sie“, sagt Gotthold Zengerlein sanft. „Seit ich sie sah auf dem Anger . . .“

Er wird bleich wie ein Kind. Weint. Bringt kein Wort mehr heraus.

„Spießrutenlaufen!“ befiehlt der Herzog.

Aber Zengerlein läuft nicht. Er geht. Langsam. Er fühlt nichts. Bricht ohne Schmerz zusammen.

Wochenlang liegt er zwischen Leben und Tod im Spital. Als er genesen ist, verkauft ihn der Herzog mit einigen Tausend Soldaten in ein fremdes Söldnerheer. Aber Zengerlein desertiert. Kommt zurück. Treibt sich Tag und Nacht beim Schlosse herum. Da greifen sie ihn. Er wehrt sich — denn wie kann er vor dem Schlosse stehen, um auf sie zu warten, wenn man ihn in Ketten legt? — und ersticht einen Offizier des Herzogs.

*

„Euer letzter Wunsch?“ fragte der Geistliche.

„Erzählt ihr, was ich Euch erzählte, Hochwürden. Jetzt noch, in der Nacht, damit ich weiß, daß sie an mich denkt, wenn ich den Kopf unter's Beil lege.“

Der Geistliche läßt sich nicht abweisen. Mitten aus dem Fest, dessen Glanz und Lust ihn fast betäuben, folgt sie ihm. Und er erzählt ihr von Gotthold Zengerleins Liebe, Not und nahem Tod.

Sie bittet alsbald den Herzog um Zengerleins Leben. Der Herzog gibt Befehle, und man bringt den Häftling unter starker Bedeckung.

„Will Er mir versprechen, daß Er nie wiederkehrt, wenn ich Ihn des Landes verweise, so soll Er leben, weil sie für ihn gebeten hat!“

„Wie soll ich leben ohne sie?“ sagt Zengerlein.

„Er ist verrückt“, braust der Herzog auf.

„Ich liebe sie — mehr als mein Leben“, sagt Zengerlein.

Noch ehe der Herzog das letzte zornige Wort sprechen kann, hebt sie leicht die Hand und bittet, mit dem Manne reden zu dürfen. Unbewegt ist ihr wundersam schönes Gesicht. Da geht der Herzog hinaus. Vor den Türen stehen die Wachen. — —

Lange sieht sie ihn schweigend an. Dann tritt sie zu ihm. Nahe. Das wundersam schöne Gesicht schimmert von einer gütigen Zärtlichkeit.

„Geht hin und lebet!“ bittet sie. Er schüttelt den Kopf.

„So kann ich Euch nicht retten?“ fragt sie leise.

Er lächelt.

„So sehr hat mich nie ein Mensch geliebt.“

Wieder lächelt er. Sonst nichts.

Sie küßt ihn auf den Mund. — —

Die Leute erzählten sich: Als Zengerleins Kopf schon gefallen war, habe der Mund noch gelächelt.

—o—

Der Herr Kultusminister möchte angeln

Einer Anekdote nacherzählt

von Georges Mouyard-Paris.

Es war eine recht geruhsame Zeit damals unter Louis Philipps, des Bürgerkönigs. Regierung, und Herr de Salvandy, der französische Kultusminister, hatte mehr Muße als seine geplagten Kollegen von heute. Zwar wartete manche Akte lange auf seine Unterschrift und mancher Bittsteller noch länger auf die Audienz, aber beide waren das Warten gewohnt, denn der Herr Minister liebte es weit mehr, sich der edlen Beschäftigung des Angelns hinzugeben, als in seinem Kabinett zu sitzen und über schwierigen Ressortfragen zu grübeln.

Aus diesem Grunde hatte Herr de Salvandy die Angewohnheit, nach einigen Stunden mehr oder weniger anstrengender ministerieller Tätigkeit sein Büro zu verlassen, seinen Stammplatz unter der Konkordienbrücke aufzusuchen und dort mit Hingebung zu angeln. Niemand machte ihm den Platz am Flußufer streitig, und die Steuerzahler, soweit sie ihn kannten, fanden es ganz in der Ordnung, daß der Herr Minister sich in seinen Dienststunden dergestalt von den Mühen des Amtes erholte.

Eines Tages aber fand Herr de Salvandy zu seinem Erstaunen seinen Stammplatz von einem älteren Manne besetzt, der im etwas abgeschabten, kastanienbraunen Frack, den Filzzylinder auf dem Kopf, an der Böschung hockte und angelte. Der Herr Minister sah dem Usurpatoren eine Zeitlang wortlos und unwillig zu, fixierte den Unverschämten mit strengem Amtsblick und dachte schon daran, den Lästigen durch einen Polizeidiener entfernen zu lassen. Dann fiel ihm aber ein, daß keine gesetzliche Handhabe dazu vorhanden war, und er zog wütend nach Hause.

Am anderen Tage saß der fremde Eindringling wieder unter der Brücke und ließ sich weder durch den zornsprühenden Blick noch durch das vernehmliche Räuspern des Herrn Ministers stören. Das wiederholte sich einige Tage hintereinander, und im Ministerium schlichen die Beamten mit ängstlich gekrümmtem Rücken herum, weil der hohe Vorgesetzte aus einem, ihnen unbekannten Grunde dauernd schlechter Laune war.

Schließlich hielt es der Herr Minister eines Tages nicht mehr ohne sein gewohntes Angelstündchen aus und ließ sich herab, den fremden Angler im Frack anzureden: „Sie scheinen ja recht viele freie Zeit zu haben, daß Sie jeden Tag hier zum Angeln herkommen?“ — „Leider!“ seufzte der andere, der Herrn de Salvandy nicht zu kennen schien. „Leider?“ echote der Minister erstaunt. „Wieso leider?“ Der Fremde nickte traurig: „Ich wollte, ich hätte an Stelle meiner jetzigen Muße noch meine alte Stelle als Gymnasialdirektor. Die habe ich aber leider verloren, weil der Kultusminister auf eine falsche und ungeprüfte Denunziation ihn mich meines Postens enthoben hat. Bittschriften, Beschwerden, Richtigstellungen, die ich an die Behörde richtete, blieben ohne Antwort. Da meintef meine Frau, ich sollte selbst nach Paris reisen und den Herrn Minister um eine Audienz bitten. Vor vierzehn Tagen kam ich an und bat, Herrn de Salvandy sprechen zu dürfen. Ich wurde beschieden, am nächsten Tag noch einmal nachzufragen, weil der Herr Minister keine Zeit habe. Das ist ja begreiflich bei einem so hohen Herrn, denn der hat sicher noch mehr zu tun, als sich um die Wünsche eines dummen Gymnasialdirektors aus der Provinz zu kümmern. Doch beim nächsten Besuch im Ministerium erhielt ich den gleichen Bescheid. Sieben Tage hintereinander hieß es immer wieder: „Der Herr Minister haben keine Zeit“. Schließlich mögen meine dauernden Bitten dem Sekretär auf die Nerven gefallen sein, und er sagte: „Ich notiere Ihren Namen und Ihre Wohnung und werde Sie rufen lassen, sobald der Herr Minister Zeit hat, um sich mit Ihrer Angelegenheit zu beschäftigen“. So sitze ich nun hier jeden Tag, angle, vertreibe mir die Langeweile und gedulde mich, bis Herr de Salvandy geruht, mich zur Audienz zu befehlen.“

Der Herr Minister war rot und röter geworden und wartete mit allen Anzeichen großer Verlegenheit auf die Beendigung des Berichtes. Der abgesetzte Gymnasialdirektor und Stammplatz-Usurpator sahen in seinem verständlichen Kummer nichts davon zu merken und zog halb geistesabwesend, wie die Scholaren nun einmal sind, den Zylinder, als Herr de Salvandy sich etwas hastig verabschiedete.

Am anderen Tage erhielt der geduldige Bittsteller einen gesiegelten Brief vom Kultusministerium. Der enthielt seine Bestallung zum Oberschulrat in einer großen Provinzstadt des äußersten Südens. Der Herr Minister aber saß zur gewohnten Stunde an seinem Stammplatz unter der Konkordienbrücke, angelte und dachte dabei: „Ob der Kerl mich wirklich nicht gekannt hat?“

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.

Druck und Verlag: Dr. C. Santz, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 28 — Samstag, 13. Juli — 1929

Armer Gonelle

Historische Erzählung

von Rudolf Lindemann.

So war nun Borso, Markgraf von Este, Herzog von Modena und Reggio, auf Verordnung des Papstes Paul 2. auch zum Herzog von Ferrara, ernannt worden. Wahrlich, das päpstliche Leben behagte ihm wohl und die neue Würde hätte ihm noch besser gefallen, wenn ihm nicht Krankheit das Leben verbitterte und zu verkürzen drohte. Ein jeden dritten Tag wiederkehrendes Fieber zehrte an seinem Körper, machte ihn reizbar und jähzornig und rief Eigenschaften hervor, unter denen er selbst nicht weniger litt als Gonelle, sein Hofnarr, der sich verzweifelt mühte, seinen Herrn in den schlimmen Fiebertagen aufzuheitern und doch nur Fußtritte und Schmähungen zum Lohn erntete.

Eines Abends, als Borso es wieder sehr schlimm mit ihm getrieben hatte, schlich Gonelle traurig durch die Straßen Ferraras und kam in eine kleine Gasse, die er zuvor noch nie betreten hatte. Im Nu war er von einer Schar schmutziger, halbnackter Kinder umgeben, die ihn ob seines Buckels und seiner bunten Tracht verhöhnten und verlachten.

Gonelle stand hilflos mit hängenden Schultern inmitten des Tumultes, drehte sich bald hierhin, bald dorthin, ohne einen Ausweg zu finden. Es wäre ihm nicht gelungen, davonzukommen, wenn nicht eine alte Frau mit einem Stock zwischen die lärmende Schar getreten wäre und davongejagt hätte.

„So, Freundchen“, sagte sie und schob Gonelle vor sich her in die geöffnete Tür eines Häuschens, „tritt näher und erhole dich bei der alten Petronella von dem Schreck. Mir scheint, du bist fremd in dieser Gegend.“

Gonelle rückte sich einen Schemel zurecht und wischte sich mit einem seidenen Tuch den Schweiß von der Stirn.

„Ich bin ein Diener des Herzogs, — ach . . . der Hanswurst bin ich nur und gewohnt, daß man über mich lacht“, antwortete er. „Die Kinder . . nein, die haben mich nicht erschreckt der Spott der Großen ist schwerer zu ertragen.“

Und Gonelle, einmal ins Reden gekommen und ermuntert von dem freundlichen Zuhören der Alten, schüttete zum ersten Mal in seinem Leben alle Tragik seines Daseins in ein Herz, das ihn nicht für einen Narren nahm, sondern mitfühlend auf ihn einging und ihn reden ließ, weil es wußte, daß Aussprechen die beste Medizin für einen einsamen und verschlossenen Menschen ist.

„Armer Gonelle“, sagte die Alte, als er endlich schwieg, und strich mit ihrer runzligen Hand sanft über das bunte Seidenwams des Narren. „Ich kann dir deinen Schmerz nachfühlen. Auch ich führe kein beneidenswertes Leben unter den Menschen, die nur zu mir kommen, wenn sie mich brauchen, die mir aber scheu aus dem Wege gehen, wenn sie meiner Kunst nicht bedürfen. Die Hexe von Ferrara nennen sie mich weil ich mehr weiß als sie, weil ich heilende Tränke braue und Mittel für Krankheiten aller Art kenne, die schon vielen das Leben gerettet haben. Und ist doch nichts Zauberisches daran, sondern nur ein Wissen um die geheimen Gesetze der Natur.“

Gonelle hob rasch den Kopf. „Ist das wahr, was du sagst? Kannst du alle Krankheiten heilen?“

„Alle? O nein, aber viele“, entgegnete die Alte nicht ohne Stolz.

Da erzählte ihr Gonelle von der Krankheit des Herzogs. „Die Aerzte sagen, daß sein Leiden unheilbar wäre.“

„Die Aerzte irren! Es gibt ein Mittel, so einfach, daß du darüber lachen wirst, allein es hat noch in jedem Fall geholfen. Wenn den Herzog wiederum das Fieber plagt, dann siehe zu, daß er einen großen Schreck erfährt, der Schreck wird ihn heilen.“

Als Gonelle spät in der Nacht in den Palast zurückkehrte, wußte er auch, auf welche Weise er seinem Herrn einen großen und wirksamen Schreck verursachen könne und war entschlossen, sein Leben daran zu wagen, denn kostbarer als das seine war das Leben des Herzogs, den die Aerzte einen Todgeweihten genannt hatten.

Eine Woche danach durchlief die Schreckenskunde die Stadt, Herzog Borso sei bei einem Spaziergang von Gonelle auf der Brücke über den Panara in den Fluß hinabgestürzt worden. Gottlob, man habe den Herzog glücklich wieder herausgefischt und in den Palast gebracht, der närrische Gonelle aber behaupte, daß er den Herrn nicht habe töten, sondern von seinem Fieber heilen wollen. Ha, ha, nun mochte er im Verließ seinen Aberglauben büßen.

So dachte das Volk und so dachte anfänglich auch der Herzog, der sich überraschend schnell von seinem Schrecken erholt hatte.

Das Sonderbarste aber war, daß Borso sich seit diesem Tage wie befreit fühlte, als wäre eine Wandlung in Blut und Säften vor sich gegangen. Drei Tage verstrichen und das Quaifeuer des Fiebers blieb aus, es war wie ausgelöscht und kam auch nicht wieder.

Der Herzog berief die Aerzte, aber die schüttelten die gelehrten Köpfe. „Es wird schon wieder einsetzen“, meinten sie. Da ließ der erzürnte Borso sie zum Palast hinaussagen.

Als drei Wochen vergangen waren und nicht das kleinste Unbehagen sich meldete, frohlockte Borso und erinnerte sich dankbar des armen Gonelle, der im Gefängnis zitternd seiner Verurteilung entgegensah.

„Es soll ihm nichts geschehen“, nahm sich der Herzog vor, „aber einen kleinen Denkzettel will ich ihm doch erteilen.“

So kam es, daß Gonelle an einem der nächsten Tage sein Todesurteil empfing. Das war ein schlimmer Tag für ihn, aber er nahm das Urteil als verdiente Strafe hin und ließ sich willig zum Richtplatz führen.

„Verbindet ihm die Augen“, rief der Herzog, „und nun trefft gut“. Aber heimlich hatte er angeordnet, daß der Streich nicht mit einem Schwert, sondern mit einem nassen Tuch geführt würde.

Klatschend fuhr es hernieder, Gonelle zuckte zusammen und fiel mit einem tiefen Seufzer in die Knie.

Da brauste Gelächter auf. Die Offiziere und Hofleute hatten ihren Spaß an der Exekution und dem Delinquenten, der zu Füßen des Richtblockes lag und sich nicht rührte.

„Der Bursche ist ohnmächtig geworden“, sagte einer der Offiziere, „er wird an ein Wunder glauben, wenn er aufwacht.“

Da erhob sich der Herzog von seinem Platz, ging selbst zu dem reglosen Gonelle hinab, um ihn zu erwecken. „Gonelle“, wollte er sagen, „des Schreckens ist es nun genug, von jetzt ab sollst du mein Freund sein und es gut bei mir haben.“

Auf Borsos Wink löste der Henker das Tuch von Gonelles Augen. Der Herzog beugte sich nieder, streckte die Hand aus, um ihn anzurühren und sah, daß die Augen des Narren so seltsam blickten, als sähen sie in eine andere Welt, und daß um die totblassen Lippen ein Lächeln spielte, das alle Wehmut dieser Welt in sich trug.

„Gonelle!“ rief der Herzog und rüttelte den schlaffen Körper. Aber der fühlte die Hand seines Herrn nicht mehr.

Als Borso sich aufrichtete, war sein Antlitz tief ernst. „Tot“, sagte er leise, „vor Angst gestorben. Armer Gonelle.“ Sanft drückte er ihm die Augen zu. Dann wandte er sich ab und ging wortlos in den Palast. Man sagt, daß er um Gonelle getrauert habe wie um einen lieben Freund.

Das alte Lied

Skizze von Alfred Eduard Frauenfeld.

„Liebster, einziger Peter!“ sagte Frau Daisy mit ihrer süßesten Stimme eines Tages zu ihrem Gatten, als sie beim Frühstück saßen. Dann machte sie eine kleine Pause, denn Peter Morus hatte sich verschluckt und hustete heftig: „Was will das werden?“ dachte er, denn er wußte aus Erfahrung, daß, wenn er mit diesen ehrenden Beiwörtern geschmückt wurde, dies ihm teuer zu stehen kam.

„Du wolltest mich etwas fragen, liebe Therese!“ sagte er mit schwacher Stimme zu seiner Gattin, die ruhig wartete, bis er sich ein wenig erholt hatte.

„Gewiß“, kam es etwas gereizt zurück, denn sie liebte es nicht, wenn man sie bei ihrem durch einige Lautverschiebungen in Daisy verwandelten Vornamen Therese nannte, „gewiß ich wollte dir mitteilen, daß ich die Absicht habe, mein Haar rot zu färben und die Augenbrauen rasieren zu lassen . . . Rot paßt besser zu meinem Vornamen als braun!“

Peter Morus war ganz eisige Ruhe, als er nach einer kleinen Pause antwortete: „Vielleicht läßt du dir bei dieser Gelegenheit auch gleich den Blinddarm operieren!“

„Die Sache ist viel zu ernst, als daß ein Mann, der seine Frau liebt und sich bemüht, sie zu verstehen, scherzen würde . . . aber freilich duuuu . . .“ und eine wegwerfende Geste beschloß den Satz.

Peter aber ließ sich nicht einschüchtern, mehr noch, er geriet immer mehr in Zorn: „Alles Unglück kommt von diesem unsinnigen Vornamen. Als du noch Therese hießest, warst du eine herzige, kleine Frau mit schönen braunen Flechten. Seit du dich in Daisy verwandelt hast, bist du eine Gans!“

„Danke!“ — „Bitte!“ — „Also . . .?“ — „Also,“ äffte Peter wütend nach, „ich lege deinen Plänen nichts in den Weg . . . nur möchte ich dich bitten, in dem Zustand, in dem du dich nach ihrer Ausführung befinden wirst, meine Wohnung nicht mehr zu betreten!“ — „Barbar!“ — „Danke!“ — „Bitte!“

Damit war das Gespräch beendet. Aber nur ein armseliger Ehemannverstand konnte sich dem Glauben hingeben, daß damit auch die Angelegenheit erledigt sei. Und so wird es niemanden außer Peter Morus Wunder nehmen, daß er die Wohnung leer fand, als er um die Mittagszeit nach Hause kam. Es war kein Essen vorbereitet, und die Hausgehilfin wußte nur zu erzählen, daß die gnädige Frau sehr erregt ohne ein Wort zu verlieren, das Haus verlassen hatte.

Peter bekam einen Wutanfall, brüllte das Mädchen an, befahl ihr, ihm rasch eine Eieromelette zu backen, und zog sich in sein Zimmer zurück.

Peter stillte seinen Hunger, bei dieser Beschäftigung schwand auch sein Zorn dahin, und er begann etwas besorgt zu werden. Unruhig ging er im Zimmer auf und ab. — Ich war etwas zu heftig! gestand er sich. Daisy ist so empfindlich, wer weiß, welche unüberlegten Handlungen sie aus Kränkung begangen hat! Das Tempo, mit dem Peter das Zimmer durcheilte, wurde rascher. — Er sah sie durch die Straßen gehen, den Blick von Tränen getrübt, bedroht von Kraftwagen und Straßenbahnen, und in seinem Ohr gellten die Pfiffe eines Rettungsautos.

„Wo sie nur sein kann . . . Unglaublich! — Ach, denken wir nicht daran!“ Peter war eine Stunde krampfhaft bemüht, nicht „daran“ zu denken. Dann rief er sein Amt an, entschuldigte sich für den Nachmittag und nahm seinen Spaziergang durch das Zimmer wieder auf. Es war ganz still in der Wohnung. Im Nebenraum piepste der Kanarienvogel, und durch die geschlossenen Türen drang gedämpft das Lärmen der gekränkten Hausgehilfin.

„Ha, es ist lächerlich," nahm Peter das Selbstgespräch wieder auf, seinen Standpunkt gegen einen unsichtbaren Gegner verteidigend, „ich habe eine braunhaarige Frau geheiratet und brauche mir keine Rothaarige gefallen zu lassen . . . Nächstes Jahr fiele es ihr ein, violett zu werden, und ich würde grün vor Aerger . . . Sie hätte einen Farbenblinden heiraten sollen, dem wäre das nicht aufgefallen!"

Um vier Uhr begann Peter den Fernsprecher in Tätigkeit zu setzen. Zuerst ging es etwas stockend, dann fließend: „Küsse die Hand, gnädige Frau. Ist meine Frau vielleicht bei Ihnen? Ich habe nämlich überraschend Theaterkarten bekommen . . . Nein? — Danke!" . . . Nach dem elften Anruf sank Peter mit wirrem Haar und irrem Blick in einen Sessel. Nach einer Viertelstunde tastete er noch einmal nach dem Hörer: „Bitte U—19—5—50 . . . Ist dort die Rettungsgesellschaft? — Bitte, meine Frau ist abgängig, haben Sie vielleicht bei einem Unfall Hilfe geleistet . . . Eine junge Dame . . . Haarfarbe? Braun . . . oder . . . oder vielleicht rot! . . . Wie . . . was? Ich soll keine Witze machen? Herr, ich werde Ihnen . . ." Peter verstummte. „Jetzt hat er aufgelegt," sagte er kleinlaut. Na ja, der Mensch hat schließlich recht, aber wie soll ich wissen, ob sie noch braun oder schon rot war? O, hätte ich das geahnt, ich hätte ein glatzköpfiges Mädchen geheiratet!"

Er sackte ganz in sich zusammen und versank in dumpfes Brüten. Plötzlich schlug er sich mit der flachen Hand gegen die Stirne: „Nein, daß ich nicht früher daran dachte, sie wird wohl zu dieser verrückten Person gegangen sein." Seine Hand zitterte merklich, als er den Hörer wieder zur Hand nahm. War es doch die letzte Möglichkeit, sie zu finden. War sie auch dort nicht, dann mußte etwas Schreckliches geschehen sein. Peter stand der Schweiß auf der Stirne. Seine Stimme zitterte: „Halloh, hier Peter Morus; ist meine Frau bei Ihnen?"

„Ja!" kam es ganz leise vom anderen Ende des Drahtes zurück.

Peter tat einen tiefen Atemzug: „Daisy, bist du es?" rief er.

„Ja!" kam es fast unhörbar zurück.

„Aber, aber . . . was kommt dir denn in den Sinn, warum kommst du nicht nach Hause?"

„Ich . . . ich getraue mich nicht," kam es mit tränenerstickter Stimme an sein Ohr.

„Willst du nicht die Freundlichkeit haben, ein wenig deutlicher zu sein? Warum getraust du dich nicht nach Hause?"

„Siehst du, jetzt bist du schon wieder ganz wild. Ich habe Angst vor dir, denn du hast mir gedroht, mich hinauszuwerfen, wenn . . ."

„Nun, wenn . . ."

„Wenn ich mir das Haar färben und die Augenbrauen rasieren lasse. Nachdem ich dies getan habe, getraue ich mich nicht nach Hause!" Ein abgrundtiefer Seufzer glitt den Draht entlang und traf Peter mitten ins Herz.

„Es ist einfach unglaublich," stieß Peter zwischen den Zähnen hervor. „Ich sitze hier zu Hause und ängstige mich um dich, während du . . ."

„Peter, liebster, einziger Peter, sei nicht böse," bat Daisy mit ihrer süßesten Stimme, und unter der Klangwirkung dieser schmelzenden Töne verflüchtigte sich Peters Zorn mit unglaublicher Schnelligkeit in nichts!

„Also, da es nun einmal geschehen ist, so sieh zu, daß du bald nach Hause kommst!"

„Ach, du goldiger Kerl!" jubelte es am anderen Ende des Drahtes, „ich eile, du wirst sehen, Rot steht mir fabelhaft!"

Peter legte den Hörer auf. Der Aerger wich gemach aus seinem Gesicht und gab der Freude Raum, die verlorene Gattin wieder gefunden zu haben.

Frau Daisy aber machte noch einen kleinen Umweg, ehe sie nach Hause eilte . . . Jetzt, da sie die Begnadigung erhalten hatte, ging sie zum Friseur, ließ sich die Augenbrauen rasieren und das Haar rot färben!

Das „leichte" Leben

Skizze von Willy Angèle Corsari.

(Berechtigte Uebertragung von Else Otten.)

Die Probe dauerte lange. Zwei „Nummern" kamen erst noch. Manchmal ging das ziemlich schnell, heute aber nicht. Die „berühmte Opernsängerin" probte fünf Arien, und die „Primaballerina vom Kaiserlichen Ballett in Moskau" zankte sich ohne Ende mit den Musikern herum.

Als endlich die „Four English Girls" an die Reihe kamen, waren die Musiker müde und gereizt und die Mädchen selbst abgespannt vom langen Warten, von der Reise und dem frühen Aufstehen. Dabei hatte es am vorigen Abend besonders lange gedauert. Der letzte Abend eines Engagements, das bedeutete immer ein endloses Packen, Abrechnen, Trinkgelderverteilen, Abschiednehmen. Und während sie die kleine Treppe nach der Bühne hinauf stiegen, dachten sie fast verzweifelt an das Suchen irgendeiner billigen Pension, das ihrer harrte wie in jeder fremden Stadt.

Betty schlug vor, die Probe schnell zu erledigen. Es war schon ein Viertel nach Eins. Sie mußten ja noch eine Pension suchen, etwas essen, bei der Matinee auftreten . . . Abends würden sie todmüde sein. Aber Ellen bestand, wie immer, darauf, daß gründlich geprobt werden sollte.

„Wenn die im Sterben liegt, wird sie noch nach einer Probe jammern," sagte Anna.

So probten sie drei Tänze. In ihren staubigen, zerknüllten Reisekleidern machten sie die stereotypen Schritte einer „English Song and Dancing"-Nummer und sangen dazu mit ihren grellen Stimmchen. Und jeden Augenblick strichen sie sich, nervös und verstimmt vor Müdigkeit, das verwirrte Haar aus den abgespannten Gesichtchen. Und alle Vier dachten sie nur an das Bett, das sie erst spät abends erreichen konnten. Dachten daran, wie man von einem Glück träumt, das vielleicht nach vielen Jahren einem mal zulächeln wird.

Nach der Probe holten sie ihre kleinen Koffer aus der winzigen Garderobe, in der ihre Kostüme schon bereit hingen, und wo auf hölzernen Tischen neben Puderdosen und einem Spiegelchen Schminke herumlag.

In die kleinen Köfferchen packten sie immer ihre Wäsche, Toilletteartikel, irgendeine Handarbeit oder ein Buch. Es sah aus wie eine leichte Last. Dennoch hoben sie auch diese seufzend auf. Denn sie wußten aus Erfahrung, wie quälend diese leichte Last bereits nach einer Stunde wurde. Und mindestens eine Stunde brauchten sie immer bei der Suche nach dem nie entdeckten Wunder: ein gute Pension für sehr wenig Geld und in der Nähe des Theaters.

Der Bühnenleiter hatte ihnen auf ein Zettelchen eine Adresse gekritzelt. Sie erkundigten sich noch nach dem Weg, obwohl sie wußten, daß sie sich trotzdem verirren würden. Und dann traten sie gelassen die bekannte Expedition an.

Ellen murrte über die zu oberflächliche Probe. „Das gibt heute abend eine Katastrophe. Der Pianist ist ein Idiot."

„Na, dann wird es eben eine Katastrophe. Wär' nicht das erste Mal. Meckere doch nicht immer," sagte Betty.

Marie stimmte ihr mit einem Kopfnicken zu. Und dann ließen sie die gewissenhafte Ellen weiter vor sich hin murren, ohne ihr zu antworten.

In der angegebenen Pension war alles besetzt bis auf ein unmögliches Dachzimmerchen. Sie erhielten eine andere Adresse und zogen weiter.

Auf den schmalen, blutarmen Gesichtchen lag ein Schatten von Müdigkeit. Anna hatte um die Augen noch einen schwarzen Strich vom vorigen Abend, der ließ sie noch bleicher erscheinen. Maries Lippen waren zu viel geschminkt, so daß die Linien um den Mund um so schärfer hervortraten. Nur Ellen sah sauber aus und hielt sich tapfer. Und Betty war so niedlich, daß man ihr sogar jetzt nachschaute, obwohl ihre Locken unordentlich unter ihrem Hütchen hervorguckten und ihr schäbiges Mäntelchen viele Falten zeigte.

Eine Stunde später packten sie ihre Sachen aus. Und zwar in einem Zimmer, das nicht viel besser war als das „unmögliche Dachzimmerchen". Anna bemerkte philosophisch: „Im Grunde genommen müßten wir immer das erste Zimmer nehmen, das wir kriegen können. Wenn man auch stundenlang umherirrt, etwas Besseres findet man selten. Es hat auch keinen Zweck, sich so müde zu laufen." —

Uebrigens hatte Ellen schon recht gehabt. Es klappte nicht. Nicht auf der Matinee und nicht abends.

Aber da waren sie schon so vollkommen erledigt, daß ihnen alles gleichgültig war . . . sogar der karge Applaus und das böse Gesicht des Direktors.

Nur eines interessierte sie noch: ein Bett. Ein Bett, um nur schnell die geschwollenen Füße ausstrecken zu können und zu schlafen . . .

Es war Mitternacht, als sie das Theater verließen. Sie schlüpften durch die Hintertür, die in eine kleine Gasse führte. Da stand ein alter Portier und plauderte mit einer jungen Frau, die in einem der Häuschen der kleinen Gasse wohnte. Die schaute den Artisten neugierig nach.

„Das sind Tänzerinnen," erklärte der Portier. „So'n bissel singen und springen!"

Und die Frau meinte neidisch: „Die haben's gut. So'n leichtes Leben!"

Blutegel

Skizze von G. W. Brandstetter.

Der englische Distriktkommissar von Kumling saß mit seinem europäischen Gast auf der Veranda des Stationsbungalows. Vor ihnen wälzte der Salwin seine braunen Wasser durch den Wald; melancholischer Chorgesang schwang sich vom Burmesendorf herüber; Leuchtkäfer schwirrten unter den Bäumen, und der schwere, süße Duft der Tropennacht ließ die Phantasie des Neulings schweifen.

Da lachte der Beamte bitter und riß den Gast aus den Träumen: „So wie Ihnen eben geht es allen, die dies verfluchte Land nicht kennen und die da glauben, es sei ein Paradies. Ich dachte nicht anders, als ich vor Jahren Oberburma zum ersten Male betrat, um meinen Posten als Gehilfe des damaligen Kommissars einzunehmen. Auch ich saß eines Abends wie Sie auf dieser Veranda als Gast meines Vorgesetzten, und zwischen ihrem Vater und mir lag die Tochter des Kommissars in ihren Rohrstuhl gelehnt. Ich sah im matten Schein des Mondlichts die zarten Umrisse ihres Gesichtes und liebte sie von diesem Augenblick an.

Monate vergingen. An der Seite meines Vorgesetzten lernte ich den engeren Distrikt kennen und entdeckte, daß der geheimnisvolle Schleier, der in der Phantasie des Neulings dies Oberburma umgibt, manches Häßliche verbirgt. Doch unser Weg führte stets nach Kumling zurück, und die Nähe des Mädchens, das ich liebte, entschädigte mich für jede Enttäuschung.

Dann erhielt ich die Gewißheit, daß Mary Robinson meine Liebe erwiderte, und ich warb den Vater um ihre Hand bitten. Er machte nicht viele Worte: „Seien Sie mir willkommen!"

Am Abend saßen wir auf der Veranda, und der Kommissar sprach von unserer nächsten Zukunft: „Wenn die Regenzeit vorüber ist, die in zwei Wochen beginnt, so reite ich mit Mary nach Mandalay, und wir bringen von dort die Aussteuer mit." Zwei glückliche Menschen lauschten ihm.

Die Regenzeit kam und fesselte uns monatelang an die Station. Der Draht war die einzige Verbindung mit der Außenwelt, und doch empfanden wir nie die Einsamkeit, weil wir drei uns selbst genügten.

Eines Tages aber wurde die äußere Ereignislosigkeit unseres Lebens durch den telegraphischen Hilferuf des weißen Sergeanten unterbrochen, der vier Tagereisen von Kumling entfernt mit fünf Gurkhas die Polizeistation Munsin besetzt hielt: „Von Singphos angegriffen, bitte um Hilfe." Am nächsten Morgen brach der Kommissar mit mir und zwanzig Polizisten auf. In Kumling blieb nur Mary mit dem Stationsarzt unter dem Schutz von zehn Gurkhas zurück.

Unser Eilmarsch wurde vom Glück begleitet. Die Regenzeit schien früher beendet zu sein, als wir erwartet hatten, und wir litten kaum unter der entsetzlichen Plage der Blutegel, die an Regentagen für jeden Europäer den Marsch durch den Wald unmöglich machen. Trotzdem mußte ich verschiedentlich mit der brennenden Zigarette eines der ekelhaften Tiere verjagen, das sich unbemerkt an meiner Hand oder an meiner offenen Brust festgesogen hatte.

In drei Tagen legten wir den Weg zurück. Wir fanden in Munsin alles ruhig, und es stellte sich heraus, daß die Meldung des Sergeanten vom Abzug der Angreifer kaum eine halbe Stunde nach unserem Abmarsch in Kumling eingetroffen sein mußte. Robinson fluchte, denn die Hälfte unserer Gurkhas hatte der unnütze Eilmarsch fußkrank gemacht: „Ich muß mich selbst ein paar Tage ausruhen und auch den Leuten Erholung gönnen. Wollen Sie mit den anderen allein nach Kumling zurück, das nicht länger entblößt sein darf?" Ich war sofort dazu bereit.

Die ersten Tage unseres Marsches verliefen ereignislos. Doch am dritten Abend, als wir für die Nacht Rast machten, wies der Gurkhaunteroffizier, der Rangälteste unter den Polizisten, auf den Himmel: „Wir werden Regen bekommen." Ich zuckte die Achseln: „Wir haben nur noch einen Tag vor uns und den werden wir auch im stärksten Regen aushalten." — „Und die Blutegel, Sahib?" — „Nun, wenn der Regen die Zigaretten verlöscht, wirst Du doch sicher ein Verfahren kennen, um die Tiere zu entfernen, ohne daß sie uns die Haut von den Knochen reißen." — „Das wohl. Ein Messerschnitt über den Rücken. Aber Du kennst die Blutegel noch nicht. Du hast sie bisher nur vereinzelt gesehen, doch wenn es regnet, kannst Du Dich nicht mehr vor ihnen retten!" Ich lachte leichtsinnig: „So schlimm wird es nicht werden."

In der Nacht wachte ich auf. Der Regen trommelte auf das Zelt, und ich zog frierend die Decke höher. Da berührte meine Hand etwas Weiches, das mir auf der Brust saß. Meine Taschenlampe blitzte auf, und ich schüttelte mich vor Ekel. Drei, vier Blutegel hingen an meiner Haut, vollgesogen, widerlich, fett. Ich zog mein Messer, und aus dem breiten Schnitt über den nassen Schneckenrücken tropfte mein Blut. Ich hockte die ganze Nacht bei brennendem Licht, die Zigarette, das Messer in der Hand und wehrte den lautlosen, unfühlbaren Angriff der Blutsauger ab.

Müde wie ein Hund, schlapp und fiebernd befahl ich bei strömendem Regen den Aufbruch. Ernste Gesichter begegneten mir, und der Unteroffizier flüsterte: „Sahib, es wird ein Marsch um unser Leben werden." Stundenlang eilten wir die Berghämme entlang, wo die Bäume nur vereinzelt standen, und doch mußten wir immer wieder halten, weil die Blutegel uns unter die Uniform drangen. Sie saßen uns auf der Brust, am Puls, am Hals, in den Ohren, und ich fühlte, wie ich schwächer und schwächer wurde.

Dann mußten wir in das Tal hinunter. Der Regen wich jetzt einem dichten, warmen Nebel. Totenstille herrschte. Die Luft war schwer und stickig. Die Ohren sausten mir, als fiele ich rasend schnell den Hang hinunter. Ein gefallener Baum lag halb über den Weg. Ich mußte ruhen. Da zerrte mich der Unteroffizier am Arm: „Steh auf, Sahib. Das ist Dein Tod!" Ich schüttelte matt seine Hand ab: „Laß mich!"

Plötzlich hörte ich ein leises Rauschen. Ich glaubte, der Wind wehe leicht und bewege die Blätter. Doch ich spürte keinen Hauch. Ich sah unwillkürlich auf meine Füße und sprang auf, denn aus dem Schlammboden krochen Blutegel an mir hoch. Blutegel waren es, was ich für den Wind gehalten hatte, was die Blätter, die Halme bewegte. Blutegel krochen auf jedem Zweig zum Angriff vor, Blutegel fielen von jedem Blatt auf uns hinunter, Blutegel saugten sich an meinen Händen, an meiner Brust, an meinem Gesicht fest, krochen mir in die Ohren, verstopften mir die Nase, hingen an meinen Lippen. Ich stand regungslos, starrte und fühlte nichts mehr, weil das Entsetzen zu groß war.

Da riß mich der Unteroffizier vorwärts. Ich sah, wie die anderen Gewehre und Gepäck wegwarfen, und lief mit gefühllosen Gliedern, mit leerem Hirn. Ich rannte und rannte und rannte und hatte nur den einen Gedanken: „Fort aus dem Höllenkessel!" Dann war es mir, als fiele ich weich zu Boden, als würden mir die Lippen aufgerissen, als senke sich die Nacht auf mich nieder. —

Als ich wieder zur Besinnung kam, fühlte ich mich unendlich matt. Ich wußte, daß ich in einem Bett lag, und sah einen Menschen neben mir stehen, der mir bekannt vorkam. Ich erkannte den Arzt von Kumling und weiß nur noch, daß ich nach Mary fragte. Dann schlief ich ermüdet wieder ein.

Später, als ich wieder erwachte, saß Robinson an meinem Bett: „Alles Glück zur Genesung. Sie haben sieben Tage zwischen Leben und Tod gelegen." Da bat ich: „Darf ich Mary sehen?" Er ließ den Kopf in die Fäuste fallen: „Nein!" Dann nahm er meine Hand: „Einmal müssen Sie es doch erfahren. Ich habe Mary zur Erholung nach England geschickt, und Sie werden sich nie wieder sehen!" Ich starrte ihn verständnislos an und sah seine Lippen zucken. „Mary hat Ihnen das Leben gerettet. Denn als Sie von den Gurkhas, die selbst vor Entsetzen und Schwäche halb tot waren, hierher gebracht wurden, erkannte der Arzt, daß nur eine Blutübertragung Sie vor dem Tode bewahren konnte. Da bot sich Mary dazu an. Der Arzt prüfte ihr Blut: „Miß Robinson, es ist das einzige, das sich zur Uebertragung eignet. Doch ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß eine Ehe zwischen Ihnen dann unmöglich sein wird." — „Und wenn ich mein Blut nicht für ihn hergebe?" — „Dann muß er sterben." Da sagte sie leise: „Nehmen Sie mein Blut und retten Sie ihn!"

Ich habe Mary nie wieder gesehen. Sie blieb in England. Der Vater nahm bald darauf den Abschied und reiste ihr nach. Nun wissen Sie, warum ich dies Land, das jeden Neuling betört, so hasse und warum ich doch hier geblieben bin."

Die Bürgermeisterwahl

Skizze von Franz Mahlke.

Die Stadtväter von Peluschken hatten ihre Bürgermeisterstelle ausgeschrieben. Es waren 83 Bewerbungen eingelaufen; das machte den Stadtvätern große Not. In drei Sitzungen von je sieben Stunden wurden die Gesuche gesichtet, und — viele Köpfe, viele Sinne! — in die engere Wahl kamen zwölf Herren. Es waren drei Bürgermeister, zwei Bürovorsteher, zwei Akademiker ohne Stellung, ein Hauptmann a. D., zwei Wartestandsbeamte, ein Schriftsteller und ein Friseur. Die Stadtväter ereiferten sich sehr, bis sie zu dieser Auslese kamen. Aber sie zeigten auch Gemüt und praktischen Sinn; denn sie beschlossen, den Bewerbern bei der persönlichen Vorstellung aufzugeben, eine Art Eignungsprüfung abzulegen. Ihnen zu Ehren sollte damit ein Festessen verbunden werden. Es würden, so meinten die Stadtväter, dann auch die nichtgewählten einmal dankbar an Peluschken zurück denken.

Der große Tag kam. Eine Deputation in feierlichen Gehröcken und schillernden Zylindern wartete den in Betracht kommenden Zug der Stichbahn ab. Ein langgezogener Pfiff; das Bähnlein schnaufte heran. Sieben Herren in hohem Hut stiegen aus, für die andern war die Hutschachtel die Anwärter-Legitimation. Ein paar Frauen, naseweise Jungen und Arbeitslose beschnüffelten mit neugierigen Augen die Kandidaten und gaben untereinander ihre Gutachten ab, als der Zug sich zum Rathausbewegte.

Um den Gedanken an eine Rangordnung völlig auszuschließen, waren die Tischkarten alphabetisch gelegt worden. Der Stadtälteste wies in seiner Begrüßungsansprache ausdrücklich darauf hin. Er hielt eine sehr menschenfreundliche Ansprache und war so offenherzig, jede „Branche" der Anwärter in großen Zügen zu würdigen, ohne dabei auch nur mit einem Blick den Beruf eines Kandidaten zu verraten.

„Wir möchten Sie am liebsten alle in unserer schönen Stadt behalten. Aber, meine Herren, die Sache ist die und der Umstand der: wir können das in punkto Finanzen nicht durchführen. Darum haben wir beschlossen, nach modernen Grundsätzen zu verfahren. Und in diesem Sinne, meine Herren, erhebe ich mein Glas — —"

T—u—u—t, t—u—u—u—t, t—u—u—t.

„Feuer! Feuer! Und das in dieser Stunde — —. Ich hebe die Tafel auf. Verlassen Sie ruhig den Saal." Die Stadtväter drängten nach.

Ueber den Marktplatz raste ein mit vier Pferden bespannter, hoch mit Stroh beladener Leiterwagen, der lichterloh brannte. Dem Fuhrknecht flogen die Hacken nur so; aber er hielt die Pferde fest im Zaum. Der Wagen holperte über das Pflaster, rund um den Marktplatz. Man schrie nach der Feuerwehr. Die Herren Bürgermeister-Kandidaten am lautesten. Plötzlich warf einer von ihnen seinen Zylinder fort und sprang in einer Kurve, wo der Wagen langsamer fuhr, mit fliegenden Schößen einem Pferde in die Mähne. Der kühne Kandidat suchte Halt auf der Deichsel und schnitt die Sielen durch. Die schäumenden Pferde liefen noch ein Stück. Dann standen sie keuchend in der Leine des Fuhrknechts. Dem umständlichen Spritzenmeister riß der Herr, der durch seine Kühnheit eine Schlippe vom Gehrock eingebüßt hatte, das Rohr aus der Hand und rettete den Wagen. Nur die Leitern waren angekohlt. Als jede Gefahr beseitigt war, bat der Stadtälteste die Bewerber wieder in den Saal.

„Meine Herren Kandidaten, unser Festakt hat eine für Sie unliebsame Störung erfahren. Es war für uns sehr interessant (Lachen rechts und links). Wir haben nach dem modernen Grundsatz „Freie Bahn dem Tüchtigen" gehandelt. Ja, nun machen Sie lange Gesichter. Es war alles genau vorbereitet und verlief programmäßig. Auch die Feuerwehr stand bereit, ehe die Fuhre Stroh auf dem Marktplatz angezündet wurde. Nein, meine Herren, wir bringen unsere schöne Stadt nicht in Gefahr. Die Spritze lag am Hydranten, und bei der dritten Runde hätte die Feuerwehr eingegriffen. Der tapfere Herr Pieficke jedoch, bisher Frisör seines Zeichens, hat rechtzeitig vorgegriffen. Herr Pieficke, ich frage Sie im Auftrage der Stadtväter und vor diesen elf Zeugen: So Sie die Wahl zum Bürgermeister unserer schönen Stadt Peluschken annehmen, antworten Sie mit: Ja!

„Ja!"

„So verpflichte ich Sie vorläufig durch Handschlag, aber unter einer Bedingung: Einen Friseurladen machen Sie nicht auf, da wir versehen sind."

„Nein!"

Die elf Herren im Zylinder fragten nach dem nächsten Zuge. Der neue Bürgermeister sah auf die ihm verbliebene Rockschlippe und fragte verschämt nach dem Schneider.

Der Schlag

Skizze von Erich Degenkolb-Leipzig.

Cornelius Marheinke fühlte sich seit Wochen matt und abgespannt. Das war kein Wunder, saß er doch Tag für Tag vom frühen Morgen bis in den späten Abend hinein in einem dumpfigen Büro. Er war völlig von der Ansicht überzeugt, daß ohne ihn die Arbeit nicht gedeihe, daß er der erste und der letzte sein müsse. Und so blieb er bis in die Nacht hinein sitzen und ersann neue Möglichkeiten, die Waren seiner Firma abzusetzen, den Umsatz zu steigern. Er war von der Sucht erfaßt, mit jedem Worte, mit jedem Handgriff zu zeigen, daß er der beste aller Mitarbeiter sei. Und obgleich seine Arbeit nicht derartig fruchtbar war, daß sie die aufgebrachten Opfer voll rechtfertigte, ließ er nicht ab von seinem Tun, mit dem er seine Kollegen schädigte, ja in Mißkredit bei der Geschäftsleitung brachte. Es war die Angst eines schon älteren Mannes, seine Stellung unter allen Umständen gesichert zu wissen. Er sah keine andere Möglichkeit, als dies durch einen besonderen Eifer zu erreichen. Von seinen Kollegen wurde er darob schief angesehen, ja sogar verachtet.

„Mit dem Marheinke scheint etwas nicht zu stimmen, entweder ist er überreizt oder — schon kindisch geworden, trotz seiner 49 Jährchen!" So oder ähnlich murmelten die Kollegen unter sich. Eines Tages hörte Marheinke zufällig ähnliche Worte, die ihn bestimmten, ein paar Augenblicke über sich selbst nachzudenken. Dann faßte er den Entschluß, zum Arzt zu gehen.

Der Mediziner sagte nach eingehender Untersuchung: „Herr Marheinke! Sie müssen einmal ausspannen!"

„Das geht nicht, Herr Doktor, ich bin unentbehrlich im Geschäft!"

So! Na — dann würde ich empfehlen, eine Kur zu machen, zu Hause natürlich! Das Rezept gebe ich Ihnen noch . . ."

„Das geht nicht, Herr Doktor; ich habe keine Zeit, denn abends —"

„Das ist schlimm, Herr — Herr Marheinke! Dann kann ich Ihnen wenig helfen! Sie sind nervös, sehr stark nervös sogar, zu Schlaganfällen geneigt, leiden an verkalkten Adern, Stuhlverstopfung — ja, mit einem Wort: Sie sind überarbeitet, müssen sich erholen! Weiter kann ich Ihnen nichts sagen!"

„Ja — aber gerade jetzt haben wir im Geschäft Hochsaison . . ."

Der Arzt zuckte die Achseln: „Ich bin nicht Kaufmann — ich bin Arzt, Herr! Und ich kann Ihnen als solcher nichts anderes sagen, als was Sie bereits wissen!" Er streckte dem Patienten die Hand hin: „Wiederschaun! Denken Sie einmal über meine Worte nach und — lassen Sie sich in ein paar Tagen mal wieder sehen!"

Marheinke ging. Den ganzen Weg lang dachte er an die Worte des Mediziners: Arterienverkalkung — Schlaganfall — am Ende ein wirklicher, tödlicher Schlag! Er fühlte, wie er schon beim bloßen Denken an diese Worte hinfälliger wurde. Ja, wenn er ausspannen könnte! Wenn er Ruhe — aber, das ging ja nicht!

Cornelius Marheinke lebte sein altes Dasein weiter. Er wurde immer nervöser. Einmal schon war er wie durch ein Wunder vor dem Tode durch Ueberfahren gerettet worden. Ueberall — zu Hause, auf der Straße, überall geisterten geschäftliche Dinge in seinem Hirn. Kein Raum war darin für einen persönlichen Gedanken! Oder doch: Unaufhörlich flüsterte eine häßlich tönende Stimme in ihm: Schlag — Schlag — Schlag! Gleichzeitig traten Bilder vor sein geistiges Auge, die ihn erschauern ließen: Lähmung — die Unfähigkeit, arbeiten zu können — steife, verkrüppelte Hände —. Ueberhaupt sah er in der letzten Zeit so viel Nebel vor sich, manchmal im Kontor, aus allem heraus, zeitweise auch auf der Straße im Gehen. Und dann brachen wieder die Worte des Arztes über ihn herein: Symptome! Da setzte er sich des Abends einmal ganz ruhig hin, atmete tief und lange und zählte ganz leise, für sich: Eins — zwei — drei — und so fort bis zwanzig. Es ist dies eine goldene Regel, Ruhe über sich zu gewinnen, das hatte er in einem Buche von Mark Twain gelesen. Dieses Mittel schlug immer an. Auch jetzt. Er kam mit sich überein, daß er sich am Morgen krank melden werde. Danach schlief er fast langem traumlos eine Nacht und stand, von einer wohltuenden Ruhe beherrscht, auf, ging den bekannten Weg zu seiner Arbeitsstätte. Und während er so ging, vergaß er seine Vorsätze vom Abend vorher! Er grübelte schon wieder: Der Monatsabschluß müsse heute fertig werden, der Wechsel der Hypothekenbank sei fällig, die Termine auf dem Amtsgericht stehen heute an, und dann noch, und noch — Immer wuchtiger türmte sich die Arbeit zu einem Berge auf . . . Er würde also keine Zeit haben, sich eine Erholung zu gönnen. Ueber dem Grübeln schlich er weltabgewandt an einem Baugerüst vorüber. Gerade zog ein Arbeiter einen Eimer Mörtel zur Höhe —